

Richtig Blöd – oder das unlyrische Ich

RAPHAEL URWEIDER

Weil ich einerseits als Dichter deutscher Zunge, aber auch als Schweizer Rapper angefragt wurde, über den Zusammenhang von Lyrik und Rap zu schreiben, kam mir die Idee zu »Richtig Blöd«.

In der heutigen Zeit ist den beiden Formen, Rap und Gedichte, gemeinsam, dass das Wort ›Ich‹ (allzu) häufig verwendet wird. Während die Lyriktheorie und -analyse schon lange mit einem ›lyrischen Ich‹ operiert (ja gar behauptet wird, es sei ein konstituierendes Merkmal für Gedichte insgesamt), wird der Rappende durch Authentizitäts-Ansprüche und Realness-Attitüden oft als deckungsgleich mit dem ›Ich‹ seiner Texte wahrgenommen. Und dies nicht nur durch den Rezipienten, sondern auch von sich selbst.

Wenn ich Gedichte schreibe, versuche ich meist, das Wort ›Ich‹ zu umgehen, da ich der Ansicht bin, dass persönliches Sprechen und Persönlichkeit in Gedichten nicht durch syntaktische Form unterstrichen werden muss. Wenn ich nur von »Ich« spreche, besteht die Gefahr der Redundanz.

Rap hingegen ist für mich – nicht nur als Schweizer – eine dialektale, gesprochene Sprachkunst, in der das Ich als Sprecherrolle unabdingbar ist. Doch *dass* es eine Rolle ist, künstlich als Auftritt und im guten Sinne manieristisch in der Form, wird nur zu gern von Performenden und Zuhörern vergessen.

Da ich normalerweise meine berndeutschen Raptexte kaum schriftlich festhalte oder nur, bis die Aufnahmen im Kasten sind, hat mich die Idee gereizt, eine Art schriftdeutschen Vortrag im 4/4-Takt zu schreiben, in dem ich mich mit äußeren und inneren Verfremdungseinflüssen auf das ›Ich‹ als Rapper/Lyriker beschäftige.

Das Resultat, wie Sie selber sehen können, hat mit dem, was ich mir vorgenommen habe, kaum noch etwas zu tun, und *beweist* so gewissermaßen die These, dass das ›Ich‹ bei formbetontem Sprechen quasi fliegende Rollenwechsel macht und anderen Kräften und Geset-

zen ausgesetzt ist als nur der Bemühung um die vielbeschworene Authentizität.

Diese folgt meiner Ansicht nach aus der Musikalität und der Artistik und nicht nur aus inhaltlicher *Realness*.

Vortrag zu einem nicht all zu schnellen HipHop-Loop. Der Vortragende räuspert sich, beginnt nach drei Takten

Sehr verehrte Damen und Herren, Vortragskameraden,

die Frage des heutigen Abends lautet folgendermaßen:
inwiefern ist mit dem ICH im HipHop zu spaßen?
Legitimiert die Suche nach so genannt passenden Phrasen,
dass man sich lachend an die Sache ranmacht? Richtig geraten:
Über Takte zu rasen, in dichterischer Sprache,
verlangt gewissermaßen, das man Bekanntes verbratet.
Man wendet sich bekanntlich an Unbekannte in der Masse
und nimmt an, dass diese Klischees aus der Sparte erwarten.
Wir wissen es alle, man freut sich am klingeln der Kasse,
niemand tingelt gerne jahrelang in unteren Klassen
um an unterbezahlten Jams die Energie raus zu lassen.
Denn wenn kaum einer kommt, die Veranstalter einen hassen
und nicht respektieren, wird es einem echt schwierig gemacht,
sich selbst zu bleiben, und daran noch Spaß zu haben.
Mit sich selbst im Reinen zu bleiben und anderen zu gefallen,
verlangt gute Behandlung und dass auch was widerhallt.
Nicht, dass ständig Party sein muss, einer mit Korken knallt,
aber für irgendetwas übt man sich doch in Wortgewalt.
Wer viel redet muss essen, hoff', es wird sofort bezahlt,
denkt man so bei sich, für Entbehrungen langsam zu alt.
Nichts ist gratis, das ist, was man uns allen gelehrt hat:
Wer nun gratis arbeitet, ist ein Depp, oder verehrt Rap
so sehr, dass er ihn zum Hobby macht, bis er bemerkt hat,
dass Rap als Hobby Hobby-Rapper erzeugt, die man auslacht.
Wer sich jedoch beugt, erst von sich überzeugt,
wird von der Industrie gebeutelt, bis er vor Übelkeit
nicht mehr weiß, wer ihm hilft und wer ihm übel will
und die Glaubwürdigkeit einbüßt, weil er sich übersieht.

Verschnaudpause ...

Vergesst nicht:

HipHop wurde nur reich, weil HipHop die Mode begrüßte,
Also ist Stil und Attitüde mehr als nur Beigemüse.

Man muss sich einkleiden lassen, vom Kopf bis zu den Füßen,
Eitelkeiten begreifen, Einigen gewisse Teile küssen ...
Es gäbe wichtige Fragen, richtige Taten,
Berichte besagen, dass MC's meist als Dichter versagen,
sie sind weniger glaubwürdig als hirnvernichtende Sagas
und Soaps, die wir kaum unbeschadet am TV ertragen.
Weil man dir als Rapper sagt, wie Du zu sein hast,
bis Du den Anschein machst, Du lebst in Eintracht mit der Wirtschaft,
bis jeder Freund von früher Dich auf einmal auslacht
und Du so echt »Hallooo« sagst, wie der Mann an Weihnacht.
Ja, es ist nicht einfach, rauszufinden wie man's weit schafft,
oftmals fehlt zur Meisterschaft ganz einfach die Bereitschaft:
Man rappt lieber über Gewalt, Drogen und Beischlaf,
als dass man als ICH auftritt und sich bereit macht,
die Idee auszuräumen, dass man nicht auseinander klafft.
Gespalten zu sein, ist Teil der Beweiskraft,
die man als Artist hat, als Mittel gegen die Einfalt,
mit dem der Politiker der Popkultur einem weismacht,
man habe gegen Massenmedien keine Streitmacht.
»Danke gleichfalls«, sag ich zum Dichter in mir
»du bist wohl nicht mehr ganz dicht da im Hirn,
was geht's dich an, ich weiß doch, Mann, ich bin real
sicher, klar, schau doch mal wie der Dichter in dir
im Literaturzirkus tanzt wie ein gefangenes Tier
nett ist zu allen und den Reichen hofiert,
Was ich dir kann, kannst Du mal mir«!

Längere Verschnaufpause ...

Früher nahm man Notiz von Labels, und heute ist man süchtig.
Früher hatten Worte wohl Bestand, heute sind sie flüchtig.
Früher war der Dichter tüchtig, heute übt er Rücksicht,
früher lebte er von Weisheit, Weitsicht und Rückblick.
Heut erkennt auch er Automarken am Rücklicht.
Heute wird auch er durch Kreditkarten glücklich.
Seine weisesten Ratschläge sind wie: »bück dich!«
Literaturhistorisch höchstwahrscheinlich ein Rückschritt ...

»Hör mal, es nützt nichts, Massen zu bewegen,
Spass zu haben am Reden sich krass zu erheben.
Mittelmaß wird siegen, weil wir Trivialem erliegen
so hat Rap mit Realness so viel zu tun wie mit Fliegen.«
Man würde als Rapper ja so gerne mit sich selber eins sein
hätte gerne die Unverwechselbarkeit eines Einsteins,
spräche gerne leicht über sich, wie über Weißwein,

wäre manchmal gerne allein, will heißen in Freiheit:
Gleichheit aber herrscht vor an Konzerten,
verschiedene Crews mit ewig gleichen Konzepten,
bleiche Heads mit weiten Hosen die schreien und zetern,
schlecht abgemischte Gigs, Boxen pfeifen und scheppern.
Unausgereifte Texte, über das ewig gleiche,
die gar keinen treffen, schon gar nicht die weniger Reichen.
Nur mittelstandsverwöhnte Kids ohne Manieren
die vor ihren Play-Stations ... sitzen und onanieren
und sich ohne zu wollen in einem Kanon verlieren,
vermeintlich Chaos generieren, doch nur K.O.s in Gehirnen,
Stereo-Typen am Mono-logisieren,
plus Labels die mit Künstlern Monopoly spielen ...

Pause

Fazit: Ich bin lieber am richtigen Ort richtig blöd,
als dass ich auf dem richtigen Ohr gar nichts mehr hör.
Ja, bin lieber am richtigen Ort richtig blöd,
als dass ich auf dem richtigen Ohr gar nichts mehr hör.

